

Einleitung

Einen großen Teil ihres Alltagslebens verbringen die Kinder bzw. Jugendlichen von heute im Cyberspace. Sie begeistern sich dafür und beschäftigen sich intensiv mit den komplexen elektronischen Geräten. Sie erleben die Cyber-Welt sogar noch realistischer als die sie direkt umgebende Realität: Um es mit dem Begriff des französischen Soziologen Jean Baudrillard (1991) zu sagen, ist die ‚klassische‘ Realität (*le réel*) der *simulation* oder *Hyperrealité* preisgegeben worden. Die Hyperrealität der Simulation, die insbesondere vom Internet vermittelt wird, hat eine das bisherige Realitätsprinzip ablösende Eigenschaft: die Verflüchtigung und Digitalisierung der Realität. In der Folge der Ablösung des bisherigen Realitätsprinzips durch die Hyperrealität der Simulation „simulierten die referenzlosen Zeichen der Hyperrealität Realität nur noch, spielten also gewissermaßen ein Spiel der Realität“ (Fromme 1997, 59). Nun besteht die Hyperrealität weniger aus mit dem ganzen Körper wahrgenommenen Empfindungen als aus virtuellen Konstruktionen der so genannten Net-Generation. Sie ist nur durch die Augen sichtbar oder noch genauer, nur durch die Hand ‚klickbar‘. Die technologisch ‚vitalisierte‘ Digitalisierung der Realität lässt sich noch lebhafter inszenieren, als wir die Außenwelt wahrnehmen können. Das Realitätsprinzip unserer Wahrnehmung beruht aber in der Tat auf der analogisierend dargestellten Kontinuität der Empfindungen. Gerade dies ist der Ausgangspunkt der vorgelegten Arbeit.

Solch ein Aufmarsch der erfundenen Zeichen stellt sowohl ontologisch als auch epistemologisch, vor allem bezogen auf die pädagogische Deutung, einige Fragen auf: Wenn das Bildungsideal im klassischen Sinne als Wechselwirkung des Ich mit der Welt bezeichnet worden ist, muss nun das Prinzip der menschlichen Welterkenntnis radikal korrigiert werden? Was ist die wieder zu formulierende bildungstheoretische Antwort? Lässt sich, konkret gesagt, ein neues Bildungsprinzip entwerfen, das die referenzlosen Zeichen gewissermaßen neu integriert? Muss man in dem Sinne, dass das pädagogische Ziel im Grunde die Konstitution des Subjekts oder sozusagen die Identitätsbildung¹ ist, auch die Aufgabe und das Ziel der Erziehung ganz neu bestimmen? Wenn es keinen direkten Zugang zur Wirklichkeit gäbe, dann hätte auch der Begriff der Erziehung keine Realität. Dieses „Referenzproblem“ (Oelkers 1985, 32ff und 1992, 102) ist bereits in der Diskussion über die Philosophie der Postmoderne als Fragestellung pädagogischer Theoriebildung breit thematisiert worden².

¹ Der Identitätsbegriff wurde erst in den siebziger Jahren von der Pädagogik aufgenommen, und er war vor allem mit der sogenannten „emanzipatorischen Erziehungstheorie“ verbunden, wie sie besonders Wellendorf (1973) und Mollenhauer (1976, 1977) vertreten hatten. Bei der Frage nach der Einführung des Identitätsbegriffs in die Pädagogik ist auf die Dissertationsarbeit von Schweitzer (1985, bes. 16ff) hinzuweisen.

² Zum Überblick über die gesamte Bilanzierung der sogenannten postmoderne Pädagogik siehe Fromme (1997).

Diese Fragen berühren philosophische Diskussionen, welche das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt im neuzeitlichen philosophischen Sinne, das Problem der Genese menschlichen Wissens, den Seinsmodus der Realität usw. in sich schließen. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es auf der anderen Seite des Atlantik allerdings einen ganz anderen Denkstil, der sich gegen den klassischen epistemologischen Dualismus wandte. Diese neue Denkrichtung der Epistemologie vertritt William James (1842 – 1910) als einer der wegweisenden Vertreter des amerikanischen Pragmatismus. Nicht nur seine anti-dualistische Einstellung, die er in den frühen psychologischen Untersuchungen entwickelt und an der er lebenslang festgehalten hat, sondern auch seine radikale Verneinung des Subjekts, deren Konkretisierung in seiner späten metaphysischen Philosophie als „Radikaler Empirismus“ bezeichnet wurde, haben einen bestimmten, beschränkten ideengeschichtlichen Kontext, der die Kulturkrise am Ende des 19. Jahrhunderts widerspiegelte.³ Seine Subjekt- bzw. Bewusstseinstheorie wirft jedoch auch heutzutage ein Licht auf die postmoderne „Agonie des Realen“ (Baudrillard 1978). Seit sich die Rezeption des amerikanischen Pragmatismus im Lauf der letzten Jahrzehnte wiederbelebt hat,⁴ ist auch eine Renaissance der Jamesschen Bewusstseins- bzw. Erfahrungstheorie spürbar, in der sich die verschiedenen Begriffe seiner philosophischen Perspektiven finden lassen, z.B. der „naturelle Realismus“ (Madden/Chakrabarti 1976), der „direkte Realismus“ (Putnam 1994) und der „ontologische Relativismus“ (Gale 1996).

Erstaunlicherweise hat es aber sehr wenige Versuche gegeben, das Denken James' als eine der bahnbrechend originellen Theorien des amerikanischen Pragmatismus ernstzunehmen. Ebensowenig ist William James im pädagogischen Kontext ausreichend gewürdigt worden. Im Vergleich mit den ambivalenten Interessen an John Deweys Pädagogik war für die Erziehungswissenschaftler in Deutschland und sogar in den USA die pädagogische Bedeutung der Jamesschen Gedanken lange Zeit an den Rand gerückt. Für dieses Versäumnis kann man zwar verschiedene Gründe nennen, aber zum größten Teil ist es wohl der typisch europäischen, bildungstheoretischen Arroganz zur Rezeption des amerikanischen Pragmatismus auf Seiten der Adressaten (vgl. Oehler 1981) und der den Jamesschen Schriften immanenten Lockerheit und

³ Der Monograph von Lears (1981) ist meiner Meinung nach ein exemplarisches, ausführliches Buch, vor allem das Denken William James' im Zeitraum 1880 – 1920 im Transformationsprozess der amerikanischen Kultur verstehen lassen zu können. Im ähnlichen Sinne versucht auch Cotkin (1990), durch seine spezifische Betrachtungsweise des „kontextbezogenen Lesens“ („contextualist reading“) die Biographie und Philosophie James' mit historischem Kontext zu verbinden.

⁴ Wenn ich nur die nennenswerten Beispiele anführe, gehören dazu Apel (1973), Habermas (1981), Rorty (1982, 1989), Putnam (1995), Westbrook (1993), Joas (1980, 1992). Vor allem im Namen der Renaissance des Pragmatismus und in Bezug auf die heutige gesellschaftliche Veränderung behandeln die folgenden Schriften die aktuellen Implikationen der pragmatischen Philosophie: Bernstein (1992), Dickstein (1998), Nagl (1999) und Sandbothe (2000).

‚Scheinwissenschaftlichkeit‘ aus den Innenperspektiven zuzuschreiben. Auch weil James im strengen Sinne keine pädagogischen Beiträge verfasst, wurden seine Gedanken kaum im pädagogischen Wissenschaftskontext beleuchtet.

Meine These ist, dass die Modernität des Jamesschen Denkens angesichts der eingangs beschriebenen Bedingungen heute deutlicher wird und dass James sich im Grunde schon immer mit den heute aktuellen pädagogischen Fragen auseinandergesetzt hat. Dazu konzentriere ich mich auf drei pädagogische Probleme, nämlich die pädagogisch-handlungstheoretische Grundlage der Jamesschen Anthropologie vor allem in lerntheoretischer Sicht, die ästhetisch-bildungstheoretischen Bedeutungen der Jamesschen Wahrnehmungs- bzw. Erkenntnistheorie und die moraltheoretische Auseinandersetzung mit dem Jamesschen Sozialitätsbegriff. Dafür werde ich zunächst den thematischen Rahmen der Arbeit bestimmen.

I. Die thematischen Hintergründe

1.1. Zur Thematik

Seit etwa zwei Jahrzehnten ist im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften die Vorstellung vom Subjekt bzw. der Subjektivität als Inbegriff der Dispositionen des Subjekts in Frage gestellt worden. Es hat sogar einen paradoxen Versuch gegeben, das Bild des Menschen neu zu bestimmen, indem man vom Verschwinden des Menschen spricht: „Wie im Meeresufer ein Gesicht im Sand“ (Foucault 1997, 412 und 462) oder „das Selbst als eine Fiktion“ (Baudrillard 1985, 140).

Abgesehen davon, dass die Auflösung des Selbst als Befreiung von falschen Sicherheiten begrüßt worden ist, von den Fesseln des substantialisierenden Denkens, der Ordnung und der Vernunft, deren Behauptungen insbesondere unter dem Sammelbegriff Postmoderne versteckt sind, wurde auch die neue Bestimmung des Subjekts unter den Umständen eingefordert, dass das Individuum aus traditionellen – aber auch aus modernen – sozialen Bindungen freigesetzt worden ist. Damit verwandeln sich, wie Ulrich Beck (1983, 59) ausführt, „gesellschaftliche Problemlagen unmittelbar in psychische Dispositionen“. Mit anderen Worten tauche eine „neue Unmittelbarkeit von Individuum und Gesellschaft“ in dem Sinne auf, dass gesellschaftliche Krisen als individuelle und psychische erscheinen und nicht mehr oder nur noch sehr vermittelt in ihrer Gesellschaftlichkeit wahrgenommen und bearbeitet werden können.

Die These Becks ist nun gewiss nicht neu. Seine Position schließt an die These „Balance zwischen Ich und Wir“ von Norbert Elias (1991, 272f) an. Elias zufolge wird der „Spielraum der Selbstregulierung“ als ein wesentliches „Kriterium für das Ausmaß der Individualisierung“ angesehen. In den ‚zivilisierten‘ modernen Gesellschaften habe sich jene Balance zugunsten des Ichs verlagert. Diese Analysen der Beziehung zwischen der Persönlichkeit und dem sozialen Wandel weisen auf die Pluralisierung der Lebenswelten in modernen Gesellschaften – z.B. im Sinne der „neuen Unübersichtlichkeit“ (Habermas 1985) und der allmählichen „Individualisierung von Lebenslagen und Biographiemustern“ (Beck 1986) – hin.

In diesem Sinne versucht vor allem Ansgar Weymann, der Frage nach dem Verhältnis von Freizügigkeit und Zwängen in der Moderne über den Lebenslauf nachzugehen. Nach seiner Meinung wird der Strukturwandel der Handlungsspielräume von „einer historischen Gleichzeitigkeit zunehmender Individualisierung und Freisetzung aus lebensweltlichen Bindungen einerseits und komplementären Implementierungen von standardisierten Institutionalisierungen neuer Lebenslaufprogramme bestimmt“ (Weymann 1989, 212f). Diese heterogenen Komponenten sozialen Wandels führten auf der Ebene biographischer Verarbeitung von Lebensläufen zu ambivalenten Erfahrungen und paradoxen Effekten.

Die gegenwärtige Situation, in der die zunehmende Individualisierung scheinbar einem Netzwerk von Bindungen gegenüber steht, rückt daher das Problem des Subjekts in den Mittelpunkt. Dazu feiert der Diskurs der Postmoderne, wie oben erwähnt, radikal die „Auflösung des Selbst“ und behauptet sogar das Verschwinden des Subjekts, indem er auf den Verlust der das moderne Subjekt charakterisierenden Einheit und Ganzheit und auf die „Dezentralisierung des Subjekts als Freiwerden einer Vielzahl eigenständiger Lebensformen, Denkweisen und Handlungsentwürfe“ (Welsch 1987) hinweist.

Das ‚Todesurteil‘ des Subjekts scheint, sich mit der Aura der Jahrtausendwende verbindend, zugespitzt worden zu sein. Ist es ganz unmöglich, ein ‚wahres‘ – oder ‚neues‘ Selbst in der gegenwärtigen Situation zu entwerfen? Diese Frage veranlasste mich, die Thematisierung des Subjekts während des vergangenen Jahrhundertendes ernster zu nehmen: das Problem des Subjekts bzw. der Identität bei William James, der als ‚erster Philosoph‘ aus der neuen Welt angesehen wird.

In der Tat gibt es bereits Versuche, William James als einen Postmodernen *avant la lettre* zu zeichnen: Beispiele dafür finden sich in den psychologischen Aufsätzen von Klaus-Jürgen Bruder (u.a. 1989 und 1993a). Bruder zufolge ver helfe der postmoderne Diskurs über das Subjekt und die Subjektivität Positionen zur Geltung, die bereits bei James angelegt wären. Dazu sei der Blick auf zwei Ansichten zu richten: zum einen James’ „pragmatistische“ Auffassung von der „Wahrheit als einer Art des Guten“, zum anderen James’ „radikalen Empirismus“, welcher der ersten Auffassung erst ihre typisch Jamessche Bedeutung gebe. Insbesondere diesen radikalen Empirismus entfaltete James – mit seinem eigenen Begriff „stream of consciousness“ – in seinem psychologischen Hauptwerk »*The Principles of Psychology*« (1890) (Abk. PP). Mit der Vorstellung dieses „Bewusstseinsstroms“, so Bruder, wende sich James sowohl gegen die Auflösung des Ich in ein Aggregat isolierter ‚Tatsachen‘ als auch gegen die Substantialisierung des Ich in eine Instanz oder ein ‚Prinzip‘ unabhängig von Zeit und Raum (vgl. Bruder 1993a, 94). Hierin treffe der Ansatz James’ auf die postmoderne Kritik der modernen Subjektivität.

Unabhängig davon, ob die Gleichsetzung des Jamesschen Entwurfs der Subjektivität mit dem postmodernen Diskurs plausibel ist, ist es aber nicht auszuschließen, dass sich James’ „stream of consciousness“ auf die damalige literarische Diskussion des *fin de siècle* bezog: z.B. auf Machs ‚Strom von Empfindungselementen‘ (vgl. Lears 1981).

Die postmodernen Reflexionen über den Subjekt- bzw. den Subjektivitätsbegriff einerseits und die Verknüpfung des Jamesschen Subjekts mit dem postmodernen Diskurs auf der anderen Seite bilden zwar ein thematisches Motiv der vorliegenden Arbeit. Aber mein Interesse verbindet die ursprüngliche Vorstellung William James’ vom Subjektsbegriff mit der Begründung seiner Theorie menschlichen Handelns. Das

heißt: Mein Ansatzpunkt geht davon aus, dass James' Pragmatismus weniger auf die Entwicklung einer Bedeutungstheorie – u.a. von Ch. S. Peirce – als auf Formulierung einer voluntaristischen Handlungstheorie zielt. Nicht zuletzt wurden seine Begriffe wie Subjekt, Bewusstsein, Identität usw., die sich gegen die „block-universe systems“, gegen ihren Dualismus von Subjekt und Objekt richten, auf einer handlungstheoretischen Grundlage entworfen. Von diesem Standpunkt aus ist die Jamessche Handlungstheorie zu begründen.

1.2. Thematisierung des Subjektbegriffs

Die (post-)moderne Thematisierung des Subjektbegriffs verharrt in ihrer eigenen Problemgeschichte. Einige Varianten der vormodernen Bestimmung des Subjekts tauchen immer wieder in der Neuzeit auf. Wie der Begriff ‚Subjekt‘ etymologisch das „Zugrundeliegende“ bedeutet (vgl., Ulfing 1997, 401f und Precht/Burkard 1996, 499f), wurde es in der Tradition der Antike und des Mittelalters bestimmt als das im Wechsel der Zustände Bleibende („Substrat“) einerseits und als das vom Denken und Erkennen Unabhängige („Substanz“) andererseits. Auch in der Neuzeit bleibt diese ontologische Bestimmung des Subjekts noch bestehen. Man spricht also beispielsweise von dem „psychologischen Subjekt“ als dem Träger der absichtlich vollzogenen Akte. Das Subjekt wird daher auch als psychophysisches (leib-seelisches) Individuum bestimmt.

Erst Descartes leitet eine Entwicklung ein, in deren Verlauf das Subjekt eine erkenntnistheoretische Bedeutung gewinnt, die an die Stelle der vormodernen ontologischen Bedeutung tritt. Die Erkenntnistheorie der Neuzeit seit Descartes fasst das Subjekt hauptsächlich als „Ich“ bzw. „Bewusstsein“ auf. Hier steht dem Subjekt das Objekt gegenüber. Vor allem Descartes bestimmt das Subjekt als das sich seiner selbst bewusste und gewisse Ich, als die denkende Substanz, die der ‚res extensa‘, der ausgedehnten Substanz, gegenüber steht. Für Descartes stellt sich die folgenreiche Frage nach der Beziehung von Subjekt und Objekt: derjenigen von *res cogitans* und *res extensa*.

Die Frage nach der cartesianischen Zwei-Substanzen-Lehre erscheint weiter in der neuzeitlich-europäischen mentalistischen Philosophie. Der Initiator des Subjektproblems ist zwar Descartes, dessen Zweifel an der Erkennbarkeit der Welt ihn zum gewissen und nicht hintergehbaren Fundament der Erkenntnis, zum *cogito ergo sum*, führt. In den deutschen idealistischen Philosophien wie bei Kant, Fichte, Hegel und Husserl wird jedoch dieses Folgeproblem der Verabsolutierung der Subjekt-Objekt-Relation der Erkenntnis nicht völlig aufgelöst.

Im 19. und 20. Jahrhundert hat es unterschiedliche Versuche gegeben, das Subjekt-Objekt-Problem zu lösen bzw. diese Spaltung aufzuheben. Einer dieser Versuche wird in der Lebensphilosophie unternommen. Dilthey spricht von dem „Erleben“ bzw. dem „Erlebnis“ als einer ursprünglichen Einheit von Subjekt und Objekt. Vor allem im 20. Jahrhundert wird die Philosophie der Subjektivität von der Erkenntnis erschüttert, dass alles Denken von der Sprach-, Zeit-, und Kulturstruktur abhängig ist. In der sprachanalytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts wird das Subjekt-Objekt-Problem auf unterschiedliche Weise gelöst. Erstens wird es als ein „Scheinproblem“ (z.B. bei Carnap) aufgefasst. Zweitens wird die Sprache als eine Vermittlungsinstanz zwischen Subjekt (Sprecher) und Objekt (Welt) bestimmt. Drittens rekuriert man auf die mit einem Sprachspiel verbundene „Lebensform“ (Wittgenstein) als ein Handlungs- und Verstehenszusammenhang. Um auf die ursprüngliche Einheit von Subjekt und Objekt hinzuweisen, spricht auch Heidegger von der Vorstruktur des zeitlichen Daseins (des sog. „In-der-Welt-Seins“). Außerdem ist für Gadamer das Verstehen immer schon in einen (kultur-)geschichtlichen Kontext (d.h. eine „Wirkungsgeschichte“) einbezogen⁵.

Aber der postmoderne Diskurs als kritische bzw. skeptische Reflexion über die modernen Errungenschaften zielt nicht auf die Aufhebung dieses Dualismus, sondern auf die radikale Verneinung der Souveränität des Subjekts ab. Hierbei werden manchmal Metaphern wie Tod, Illusion, Ende, Fiktion, Verlust usw. verwendet: Im pädagogischen Bereich z.B. „Tod des Individuums“ (Foucault), „Illusionen von Autonomien“ (Meyer-Drawe 1990) sowie „Simulakra von subjektivem Handeln“ (Lenzen 1987 und 1991). Der postmoderne Diskurs stellt also das Problem, wie eine Einheit des Subjekts hergestellt werden kann, selbst in Frage. Diese zeitgenössische Kritik des identifizierenden Denkens führt zwar auch auf die Tradition der „Dialektik der Aufklärung“ bei Adorno zurück. Aber für mich ist eher interessant, dass die Kritik am Fortschrittsgedanken, an den neuzeitlichen dualistischen Systemen und am zentralisierten Subjektbegriff bereits am Ausgangspunkt des Pragmatismus stand.

Vor allem Ch. S. Peirce versuchte, durch seinen „sinnkritischen Realismus“ das Problem der Subjekt-Objekt-Spaltung zu lösen (vgl. Bruder 1993a, 99f und Prechtel u.a. 1996, 500f). Er transformiert die Vorstellung einer vermeintlich unerkennbaren Welt-an-sich in die regulative Idee eines für die unbegrenzte Forschungsgemeinschaft auf lange Sicht Erkennbaren. Die „Transzendentalpragmatik“ von K. O. Apel knüpft also auch an Peirce an, indem sie die Subjekt-Subjekt-Relation der sprachlichen Kommunikation als Sinnbasis der Subjekt-Objekt-Relation der Erkenntnis aufweist (vgl. Apel 1973).

⁵ Zum Überblick über diese Versuche in der sprachanalytischen Interpretation siehe Tugendhat (1979).

Im Unterschied zur Peirceschen Bedeutungstheorie bzw. Semiotik, die den Pragmatismus hauptsächlich als eine Methode zur Klärung und Bestimmung der Bedeutung von Zeichen bestimmt, verbindet William James diese „pragmatische Methode“ mit seiner Theorie menschlichen Handelns. Aus meiner Sicht entwirft James den Begriff des Bewusstseins, um seine Handlungstheorie zu begründen. James betrachtet geistige Tätigkeit im Verhältnis zwischen Bewusstsein und Umwelt unter dem Erfordernis der Lebensbewältigung. Gerade in dieses Verhältnis führt James die Handlung ein, die durch geistige Tätigkeit vollzogen wird. „Über die handelnde Anpassung an die Umwelt erreicht das Bewusstsein ein umweltbezogenes Wissen, das aus der erfolgreichen Lebensbewältigung hervorgeht und mit dem Handeln eine Mittlerposition zwischen Bewusstsein und Umwelt einnimmt“ (vgl. Diaz-Bone/Schubert 1996, 35f). In diesem Sinne trifft die Problematisierung der „Vorstellung von Subjekt als einer vorgegebenen, fest gefügten Entität“ (Bruder 1993a, 82), der „Vorstellung eines substantialisierenden Ich“ oder der Dualismen des klassisch-europäischen Denkens den Ansatzpunkt James’.

1.3. Der handlungstheoretische Ansatz

Der Handlungsbegriff hat eine lange philosophische Tradition, und die Handlungstheorie war damit schon ein Thema der Philosophie (vgl. Lenk 1987 und Poser 1982). Seit Max Weber die Soziologie als Wissenschaft vom „sozialen Handeln“ definiert hat, hat die Handlungstheorie auch eine Heimat in den Sozialwissenschaften gefunden (vgl. Schluchter 1980). Vor allem durch die phänomenologische Weiterführung von A. Schütz (1974) hat eine Verschiebung von einer philosophisch-anthropologischen zu einer sozialphilosophischen und von dort zu einer empirisch-soziologischen Fragestellung stattgefunden. Während noch u.a. bis Arnold Gehlen (1940) das Handeln seine Qualität vom Menschen her erhielt und nur durch seine anthropologische Bestimmung gegenüber dem tierischen Verhalten aufgefasst wurde, hat A. Schütz bereits die Grenze des analytisch-reflexiven „Nach-Denkens“ gesehen und statt dessen die vorsprachlichen und präreflexiven Dimensionen der menschlichen Koexistenz im handlungstheoretischen Sinne berücksichtigt.

Die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Handlungstheorie, an deren Beginn die sinndeutend-verstehende Tradition von Max Weber liegt und deren umfassendstes Modell dasjenige von Talcott Parsons ist, hat aber das Problem der ‚Gesetzesaussagen‘ bzw. der Sinnkomponente des Handelns nicht befriedigend gelöst und die Konfrontation gegenüber einer an empirisch-nomologischen Theorien orientierten Sozialwissenschaft nicht vermeiden können. Dies spiegelt sich deutlich in der Frage wider, wie man das Verhältnis von Erklären und Verstehen behandeln könne bzw. dür-